



**ALBA DE  
CÉSPEDES**

**AUS IHRER  
SICHT**

**ROMAN**

**INSEL**





# Alba de Céspedes

## Aus ihrer Sicht

Roman

Aus dem Italienischen von  
Karin Krieger

Mit einem Nachwort von  
Barbara Vinken

Insel Verlag

Titel der Originalausgabe: Alba de Céspedes, *Dalla parte di lei*

Die Übersetzung dieses Buches ist dank einer Förderung des italienischen Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten und Internationale Kooperation entstanden.

Questo libro è stato tradotto grazie ad un contributo del Ministero degli Affari Esteri e della Cooperazione Internazionale italiano.



2. Auflage 2023

Erste Auflage 2023

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2023

© der Originalausgaben:

© 1949 Arnoldo Mondadori S.p.A., Milano

© 2015 Mondadori Libri S.p.A., Milano

© 2021 Mondadori Libri S.p.A., Milano

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Designbüro Lübbecke, Naumann, Thoben, Köln

Umschlagfoto: Lex Hands, Foto: Williams & Hirakawa/AUGUST, New York

Satz: Eberl & Koesel Studio, Kempten

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-64366-1

[www.insel-verlag.de](http://www.insel-verlag.de)

Aus ihrer Sicht



*From childhood's hour I have not been  
As others were; I have not seen  
As others saw; I could not bring  
My passions from a common spring.  
From the same source I have not taken  
My sorrow; I could not awaken  
My heart to joy at the same tone;  
And all I loved, I loved alone.*

POE\*

\* Edgar Allan Poe, »Alone« (1829) [A.d.Ü.]



Ich begegnete Francesco Minelli zum ersten Mal am 20. Oktober 1941 in Rom. Damals schrieb ich gerade an der Abschlussarbeit für mein Studium, und mein Vater war durch den grauen Star seit einem Jahr fast blind. Wir lebten in einem der neuen Wohnblocks am Lungotevere Flaminio, wohin wir nach dem Tod meiner Mutter gezogen waren. Ich konnte mich als Einzelkind betrachten: Zwar war vor meiner Geburt ein Bruder zur Welt gekommen, der sich als Wunderkind erwiesen hatte, aber er war im Alter von drei Jahren ertrunken. Von ihm gab es viele Fotografien in der Wohnung, auf denen ein weißes Hemdchen, das ihm von den runden Schultern gerutscht war, seine Nacktheit kaum verbarg. Er war auch bäuchlings auf einem Bärenfell abgelichtet, aber meiner Mutter gefiel besonders ein Bildchen, auf dem er vor dem Klavier stand und seine Hand nach den Tasten ausstreckte. Ihrer Meinung nach wäre er ein so großer Komponist wie Mozart geworden. Er hieß Alessandro, und als ich wenige Monate nach seinem Tod geboren wurde, nannte man mich zum Gedenken an ihn Alessandra, wohl in der Hoffnung, dass sich einige seiner unvergesslichen Vorzüge auch bei mir zeigen würden. Dieser enge Bezug zu dem kleinen toten Bruder war in meiner frühen Kindheit eine schwere Last. Ich konnte mich nie ganz davon befreien. Wenn man mit mir schimpfte, so um mich darauf hinzuweisen, dass ich trotz meines Namens die in mich gesetzten Hoffnungen enttäuscht hatte,

und man vergaß auch nicht hinzuzufügen, dass Alessandro es niemals gewagt hätte, sich so aufzuführen, wie ich es tat. Sogar wenn ich in der Schule eine gute Note schrieb, wenn ich fleißig und zuverlässig war, verwehrte man mir die Hälfte der Lorbeeren, da ja Alessandro aus mir sprach. Durch diese Aufhebung meiner Person wuchs ich menschen- und schweigsam heran, und später musste ich einsehen, dass der Glaube, den unsere Eltern nach und nach in meine Fähigkeiten setzten, in Wahrheit nur ein Verblässen der Erinnerung an Alessandro war.

Ich schrieb der spirituellen Anwesenheit meines Bruders, zu dem meine Mutter über ein Medium namens Ottavia an einem dreibeinigen Tischchen Verbindung aufnahm, eine unheilvolle Macht zu. Ich war fest davon überzeugt, dass er sich in mir eingenistet hatte, um mich – im Gegensatz zu dem, was meine Eltern sagten – zu schlechtem Betragen, schlimmen Gedanken und ungesunden Begierden zu verleiten.

Da ich es für sinnlos hielt, sie zu bekämpfen, gab ich ihnen nach. Alessandro war für mich das, was für andere Mädchen meines Alters der Teufel oder der böse Geist war. »Na bitte«, dachte ich, »er bestimmt hier, was passiert.« Ich glaubte, er könne von mir genauso Besitz ergreifen wie von dem Tischchen.

Meine Eltern ließen mich oft allein zu Hause, in der Obhut unseres alten Dienstmädchens Sista. Mein Vater war im Büro, und auch meine Mutter blieb täglich viele Stunden fort. Sie war Klavierlehrerin, hätte es aber, wie ich später erkannte, weit bringen können, wenn sie ihr beachtliches Talent künstlerisch hätte einsetzen können, anstatt es den Ansprüchen und dem Geschmack reicher Leute unterzuordnen, deren Kinder sie unterrichten musste. Bevor sie aus dem Haus ging, suchte sie einige Beschäftigungen für mich, damit ich mir

während ihrer Abwesenheit die Zeit vertreiben konnte. Sie wusste, dass ich laute, heftige Spiele nicht mochte, also setzte sie mich in einen kleinen Korbsessel und legte Stoffreste, Muscheln, Perlen, die ich zu einem Armband oder einer Kette auffädeln konnte, und ein paar Bücher auf einen kleinen Tisch neben mich. Schon früh hatte ich unter ihrer liebevollen Anleitung recht gut Lesen und Schreiben gelernt, doch zu meinem Ärger hatte man auch diese Frühreife Alessandros Einfluss zugeschrieben. Tatsächlich dachte und sprach ich so, als wäre ich doppelt so alt, wie ich war. Meine Mutter wunderte das nicht weiter, weil sie mir im Stillen Alessandros Alter gab. Deshalb versorgte sie mich mit Büchern, die für ältere Mädchen bestimmt waren. Heute weiß ich, dass es sehr gute Bücher waren, was von ihrer soliden Bildung zeugte.

Sie verließ also das Haus, nachdem sie mich wie vor einer langen Trennung ungestüm geküsst hatte, und ich blieb allein. Aus der Küche kam Tellergeklapper, dann strich Sistas dürrer Schatten im Flur vorbei. Immer wenn es dämmerte, zog sie sich ins Dunkel ihrer Kammer zurück, und ich hörte sie den Rosenkranz beten. In der Gewissheit, nun nicht mehr gestört zu werden, legte ich Bücher, Muscheln und Perlenarmbänder beiseite und begann die Wohnung zu erforschen.

Ich durfte kein Licht machen, da wir in größter Sparsamkeit lebten. Mit vorgestreckten Armen tappte ich wie eine Schlafwandlerin durch das Halbdunkel. Die alten, wuchtigen Möbel schienen um diese Zeit aus ihrer friedlichen Reglosigkeit zu erwachen und zu geheimnisvollen Gestalten zu werden. Mit fiebriger Neugier öffnete ich Türen, stöberte in Schubladen und kauerte mich, wenn das Licht sich ganz aus den düsteren Zimmern zurückgezogen hatte, schließlich in einen Winkel, von einer schrecklichen Angst erfüllt, die ich zugleich auch genoss.

Im Sommer setzte ich mich auf den Balkon, der auf einen Gemeinschaftshof ging, oder ich stellte mich auf eine Fußbank am Fenster. Ich schaute nie auf die Straße, sondern von meinem Lieblingsplatz aus auf einen kleinen, mit Glyzinien bepflanzten Innenhof, der unser Haus von einem Nonnenkloster trennte. Oft stießen Schwalben in den Schatten des Hofes hinunter, und bei ihrem ersten Ruf sprang ich auf, als gälte er mir, und lief ans Fenster. Gedankenverloren sah ich von dort aus den Schwalben zu, den unstillen Wolkenbildern und dem Leben der verborgenen Frauen-Gemeinschaft, das sich in den erleuchteten Fenstern erahnen ließ. Wie Schattenspiele huschten die Nonnen hinter den weißen Sichtblenden vorbei, die die Klosterfenster abschirmten. Die schrillen Schreie der Schwalben trieben meine Phantasie wie Peitschenhiebe an. In meiner dunklen Fensternische sog ich begierig alles ringsumher auf. Diesen unbeschreiblichen Gemütszustand nannte ich »Alessandro«.

Später suchte ich Zuflucht bei Sista, die im Schein der rotglühenden Kohlen am Küchenherd saß. Meine Mutter kam nach Hause und machte Licht. Das alte Dienstmädchen und ich tauchten aus dem Schatten auf, benommen von der Dunkelheit und dem Schweigen. Die stummen Gespräche mit den Schwalben hatten mich so sehr ermüdet, dass mir die Augen zufielen. Meine Mutter nahm mich in die Arme, um ihre Abwesenheit wiedergutzumachen, und erzählte mir von Donna Chiara und Donna Dorotea, den jungen Töchtern einer Fürstin, denen sie seit Jahren ohne jeden Erfolg Musikstunden gab.

Mein Vater kam, wie bei den Männern aus Süditalien üblich, ziemlich spät nach Hause. Man hörte, wie sich der Schlüssel im Schloss drehte – ein langer, dünner Schlüssel, der immer aus seiner Westentasche lugte –, und dann das Klicken

des Lichtschalters. Wir waren in der Küche, meine Mutter half Sista bei der Zubereitung des Abendessens, aber sobald sie das klappernde Schloss hörte, lief sie, noch bevor mein Vater die Wohnung betrat, schnell ihr Haar ordnend ins Esszimmer und setzte sich mit mir auf das harte Sofa. Sie griff nach einem Buch und tat so, als wäre sie in die Lektüre vertieft. Dann fragte sie mit sonorer Stimme, die freudige Überraschung bekunden sollte: »Bist du das, Ariberto?« Als ich klein war, spielte meine Mutter allabendlich diese Komödie, die mir lange Zeit unbegreiflich war. Ich verstand nicht, warum sie fieberhaft ein Buch aufschlug, wenn sie dann gar nicht darin las. Trotzdem war ich jeden Abend fasziniert von diesem Ruf, der klangvoll durch die Wohnung hallte und dem hässlichen Namen meines Vaters eine romantische Note gab.

Mein Vater war ein hochgewachsener, stämmiger Mann mit Bürstenhaarschnitt. Als mir im Erwachsenenalter ein paar Fotos aus seiner Jugendzeit in die Hände fielen, wurde mir klar, warum er wohl so erfolgreich bei den Frauen gewesen war. Er hatte tiefgründige, schwarze Augen, sinnliche Lippen und war oft schwarz gekleidet, vielleicht, weil er in einem Ministerium angestellt war. Er sprach wenig. Meistens begnügte er sich mit einem missbilligenden Kopfschütteln, während meine Mutter lebhaft redete. Sie erzählte Dinge, die sie auf der Straße gesehen oder gehört hatte, würzte ihre Geschichten mit geistreichen Bemerkungen und schmückte sie phantasievoll aus. Mein Vater schaute sie an und schüttelte den Kopf.

Sie stritten sich häufig, aber ohne großes Theater oder lautstarke Wortgefechte. Sie redeten eher leise, wobei sie sich wohlgezielt bissige Sätze an den Kopf warfen. Ich sah ihnen bestürzt zu, obwohl ich ihre mit Andeutungen gespickten Reden gar nicht verstand. Wäre nicht die Wut in ihren Bli-

cken gewesen, hätte ich nicht einmal bemerkt, dass sie sich stritten.

In solchen Momenten holte mich Sista, die stets an der Tür lauschte, heraus, brachte mich in die Küche und nötigte mich, mit ihr den Rosenkranz und die Litaneien zu beten. Manchmal erzählte sie mir zur Ablenkung die Geschichte der Madonna von Lourdes, die dem Hirtenmädchen Bernadette erscheint, oder der Madonna von Loreto, deren Haus von den Engeln durch die Lüfte getragen wird.

Meine Eltern hatten sich inzwischen ins Schlafzimmer zurückgezogen. Um das alte Dienstmädchen und mich ballte sich die Stille. Ich fürchtete, im Türrahmen könne einer der Geister erscheinen, die das Medium Ottavia freitags heraufbeschwor und die ich mir in meiner kindlichen Phantasie als schneeweiße, klappernde Gerippe vorstellte. »Sista, ich habe Angst«, sagte ich, und Sista antwortete: »Wovor denn?« Doch ihre Stimme klang unsicher, und sie schaute oft zum Schlafzimmer hin, so als fürchtete auch sie sich.

Meine Eltern redeten leise, weshalb ich meist kein einziges Wort aufschnappen konnte. Aber dass die Zeichen auf Sturm standen, verriet die zwiespältige Stille, die sich im dunklen Flur und in den vier Zimmern der Wohnung ausbreitete. Sie drang unter der geschlossenen Tür hervor und zog in jeden Winkel, tückisch wie ausströmendes Gas. Sista ließ ihr Strickzeug in den Schoß sinken, ihre Hände zitterten. Am Ende brachte sie mich voller Ungeduld und Sorge in mein Zimmer, wie um mich zu retten, zog mich hastig aus und steckte mich ins Bett. Ich fügte mich stumm und ließ, von der Stille aus dem elterlichen Schlafzimmer besiegt, stumm zu, dass sie das Licht löschte.

Oft schlich meine Mutter nach so einem qualvollen Abend nachts auf Zehenspitzen herein, beugte sich über

mein Bett und drückte mich krampfhaft an sich. Sie machte kein Licht. In der Dunkelheit erahnte ich ihr weißes Nachthemd. Ich klammerte mich an ihren Hals, küsste sie. Nur einen Moment, dann glitt sie davon, und ich schloss erschöpft die Augen.

Meine Mutter hieß Eleonora. Von ihr habe ich mein helles Haar geerbt. Sie war so blond, dass ihr Haar im Gegenlicht vor dem Fenster schneeweiß wirkte und ich sie manchmal so verblüfft anschaute, als hätte ich eine Vision ihres künftigen Alters vor mir. Ihre Augen waren blau, ihre Haut zart. Diese Eigenschaften hatte sie von ihrer österreichischen Mutter, einer bekannten Schauspielerin, die die Bühnenlaufbahn aufgegeben hatte, um meinen Großvater, einen italienischen Artillerieoffizier, zu heiraten. Und so hatte meine Mutter ihren Namen in Anlehnung an Ibsens *Puppenhaus* erhalten, ein Stück, in dem meine Großmutter an vielen glorreichen Abenden aufgetreten war. Zwei-, dreimal im Jahr, an einem der seltenen freien Nachmittage, die meine Mutter sich gönnte, durfte ich mich zu ihr setzen, wenn sie die große Fotoschachtel öffnete, um mir Bilder von meiner Großmutter zu zeigen. In ihren Bühnenkostümen sah sie immer sehr elegant aus, mit auffälligen Federhüten oder mit Perlenschnüren im offenen Haar. Ich konnte kaum glauben, dass dies wirklich meine Großmutter war, also eine Verwandte, die uns zu Hause hätte besuchen und durch das Vestibül hätte spazieren können, wo ständig das Hämmern des Schusters erklang, der gleichzeitig der Portier war. Ich kannte die Namen der Stücke und der Heldinnen, die sie gespielt hatte, auswendig. Meine Mutter wollte mich an das Theater heranzuführen. Deshalb erzählte sie mir die Handlung der Tragödien, las mir die wichtigsten Szenen vor und freute sich, dass mir die Namen der handelnden Personen bald genauso vertraut waren wie die unserer Ver-

wandten. Es waren herrliche Stunden. Sista saß in einer Ecke, die Hände unter der Schürze, und verfolgte diese Erzählungen, wie um die Wahrhaftigkeit dieser wunderbaren Geschichten mit ihrer Anwesenheit zu bekräftigen.

In der Schachtel lagen auch Fotos der Verwandten meines Vaters, einer Familie kleiner Landbesitzer aus den Abruzzen, kaum mehr als Bauern. Vollbusige Frauen, in ein schwarzes Mieder gezwängt, das gescheitelte Haar in zwei schweren Schlaufen zu beiden Seiten des groben Gesichts. Es gab auch eine Fotografie meines Großvaters väterlicherseits, dunkles Jackett, Krawattenschleife. »Das sind rechtschaffene Leute«, sagte meine Mutter, »Leute vom Lande.« Von ihnen erhielten wir häufig Säcke mit Mehl und Körbe mit köstlichen gefüllten Feigen. Aber keine meiner Tanten hieß Ophelia, Desdemona oder Julia, und ich war nicht naschhaft genug, um den Liebestragödien Shakespeares eine Mandeltorte vorzuziehen. Die Verwandtschaft aus den Abruzzen wurde also in stillschweigender Übereinkunft mit meiner Mutter eher abschätzig betrachtet. Wir öffneten die mit umsäumtem Sackleinen bedeckten Körbe gleichgültig und trotz unserer Armut sogar fast nachsichtig. Nur Sista wusste ihren Inhalt zu schätzen und hütete ihn sorgsam.

Sista war meiner Mutter ängstlich und bedingungslos ergeben. Bisher an den Dienst in ärmlichen Haushalten und bei Frauen gewöhnt, die sich ungehobelt und vulgär ausdrückten und deren Interessen sich auf Speisekammer und Küche beschränkten, war sie von ihrer neuen Herrin sofort begeistert gewesen. Wenn mein Vater nicht da war, folgte sie ihr im Haus überallhin und holte die verlorene Zeit später mit nächtlicher Arbeit auf. Spielte meine Mutter Klavier, ließ Sista alles stehen und liegen, steckte ihre Schürze an einer Seite hoch und lief in den Salon. Sie lauschte den Tonleitern,

Etüden und Fingerübungen genauso aufmerksam wie den Sonaten.

Sie saß gern still im Dunkeln. In meiner Kindheit funkelten in der Finsternis stets ihre sardischen Augen. Sie sprach wenig, ich glaube, ich habe sie fast nie in zusammenhängenden Sätzen reden hören. Vielleicht war es der unwiderstehliche Charme meiner Mutter, der sie an uns band, denn die offenbarte ihr eine Welt, die sie nicht einmal in ihrer Jugend kennengelernt hatte. Und so blieb sie trotz ihrer Frömmerei in unseren Diensten, auch wenn meine Mutter nie zur Messe ging und mich nicht streng katholisch erzog. Ich glaube, Sista hielt sich für sündig, weil sie bei uns lebte, und vielleicht beichtete sie ihren Verbleib in unserer Familie, gelobte, ihn zu beenden, und fand sich stattdessen immer stärker in diese Gewohnheitssünde verstrickt. Wenn meine Mutter nicht da war, empfand Sista die Wohnung wohl als leblos. Die einsamen Nachmittagsstunden zogen sich quälend in die Länge, und verspätete sich die Hausherrin auch nur ein bisschen, zerstreut, wie sie war, fürchtete Sista sofort, sie sei von einer Straßenbahn oder einem Auto überfahren worden. Dann stellte sie sich deren reglosen Körper auf dem Straßenpflaster vor, das Gesicht blass, das Haar lackrot vom Blut. Ich wusste, dass Sista ein Hundewinseln in der Kehle steckte, während sie stumm und starr dasaß, die Hände auf den Perlen des Rosenkranzes oder über dem Kohlenbecken. Aber ein unbestimmtes Schamgefühl hielt sie davon ab, direkt am Fenster auf meine Mutter zu warten. Auch ich wurde in solchen Momenten von einer irrationalen, schrecklichen Angst gepackt und schmiegte mich an Sista. Vielleicht stellte sie sich vor, dass sie wieder bei dicken Herrinnen – hervorragenden Hausfrauen – würde dienen müssen, während man mich in die Abruzzen zu meiner Großmutter schicken würde. Das Licht nahm all-

mählich ab, dann schlug die Dunkelheit wie eine Welle über uns zusammen, es war trostlos. Schließlich kam meine Mutter nach Hause und rief an der Wohnungstür fröhlich: »Da bin ich!«, als beantwortete sie einen verzweifelten Ruf von uns.

Sista diente auch meinen Vater treu. Sie bediente und respektierte ihn: Er war ein Mann und der Herr im Haus. Es fiel ihr leicht, sich an ihn zu wenden, wenn sie eine Frage hatte, da sie ihn, demütig und unterlegen, in seiner Rolle anerkannte. Seine schäbigen Liebesaffären, über die sie, wie ich später erfuhr, durch zahllose Indizien im Bilde war, störten sie nicht, weil sie in ihrem Dorf und später in der Stadt viele verheiratete Männer gesehen hatte, die sich so verhielten wie er.

Ich verstand anfangs nicht, warum meine Eltern geheiratet hatten, und habe auch nie erfahren, wie sie sich kennenlernten. Mein Vater war ein typischer Ehemann aus dem Mittelstand, ein durchschnittlicher Familienvater und Angestellter, der in seiner Freizeit Lichtschalter repariert oder an ausgeklügelten Geräten bastelt, um Gas zu sparen. Seine Äußerungen waren immer gleich, einsilbig und abfällig. Für gewöhnlich kritisierte er mit dürftigen Argumenten Regierung und Bürokratie, oder er beklagte sich mit abgedroschenen Redewendungen über belanglose Scherereien im Büro. Auch sein Aussehen verriet wenig Geist. Er war groß und korpulent, die breiten Schultern verrieten körperliche Überlegenheit. Seine schwarzen Augen hatten den weichen Schimmer von Septemberfeigen. Nur seine Hände – an der Rechten trug er einen goldenen Ring in Form einer Schlange – waren ungewöhnlich schön, von der edlen Form und Farbe eines uralten Geschlechts. Seine glatte, zarte Haut schien zu glühen. Diese verborgene Hitze ließ mich ahnen, weshalb meine Mutter sich zu ihm hingezogen gefühlt hatte. Das Schlafzimmer meiner Eltern lag neben meinem, und manchmal kniete ich

abends auf dem Bett und presste mein Ohr an die Wand. Ich war geradezu krank vor Eifersucht, und das Gefühl, das mich zu diesem nichtswürdigen Verhalten trieb, hieß für mich »Alessandro«.

Einmal – ich war noch keine zehn Jahre alt – kam ich ins Esszimmer und überraschte die beiden in einer Umarmung. Sie standen mit dem Rücken zu mir am Fenster. Eine Hand meines Vaters lag auf der Hüfte meiner Mutter und tätschelte sie genüsslich. Sie trug ein leichtes Kleid und spürte sicherlich die trockene Hitze seiner Haut, die ihr aber nicht unangenehm war, das war offensichtlich. Plötzlich küsste er sie auf den Halsansatz. Seine Lippen glühten gewiss genauso wie seine Hände. Meine Mutter hatte einen weißen, zarten Hals, auf dem leicht ein roter Fleck zurückbleiben konnte, wie ein Brandmal, und ich rechnete damit, dass sie mit ihrer typischen Impulsivität protestieren würde, doch sie schmiegte sich an ihn, träge, entspannt, hingegeben. Ich wollte weglaufen und stieß gegen einen Stuhl. Bei dem Geräusch drehten meine Eltern sich um und sahen mich erstaunt an. Mein Gesicht war wutverzerrt. »Sandi, was hast du denn?«, fragte mich meine Mutter. Doch sie kam nicht zu mir, umarmte mich nicht, und wir liefen auch nicht zusammen weg. Im Gegenteil, sie kicherte. »Bist du etwa eifersüchtig?«, fragte sie. Ich antwortete nicht. Ich starrte sie an und litt entsetzlich.

Ich ging in mein Zimmer zurück und vergrub mich in einen dumpfen Groll. Mein lächelnder Vater stand mir noch vor Augen, in verschmitzter Komplizenschaft mit meiner Mutter. Zum ersten Mal empfand ich ihn als hinterhältigen Eindringling in unsere friedliche Frauenwelt. Bis dahin hatte ich ihn für ein andersartiges Wesen in unserer Obhut gehalten, um dessen leibliches Wohl wir uns zu kümmern hatten. Tatsächlich schien ihn auch nur das zu interessieren. Oft aßen